

Rainald Merkert

Medien und Vermittlung

Anmerkungen zu Verselbständigungstendenzen in der Vermittlung

Das II. Vatikanische Konzil hat in seinem Dekret über die Mittel der sozialen Kommunikation unter anderem die Einrichtung eines Welttags der Kommunikationsmittel verfügt. Was es selbst nicht leisten konnte, was es jedoch für dringlich und notwendig hielt, nämlich eine gründliche Auseinandersetzung mit den vielfältigen, durch die sogenannten Massenmedien und besonders das Fernsehen aufgeworfenen Fragen, das wird an die publizistischen und theologischen Experten als Aufgabe weitergegeben. Der jährlich wiederkehrende Welttag soll dazu ermuntern. Bisher freilich ist man dieser Aufforderung des Konzils kaum nachgekommen, es ist im wesentlichen bei gelegentlichen kritischen oder geistvollen Marginalien geblieben.

Dabei sind mehr als 15 Millionen Fernsehgeräte allein in der Bundesrepublik eine Realität, die zu ignorieren sich niemand leisten kann, auch die Kirche nicht. So erwartet sie etwa hierzulande, daß katholische Eltern ihre Kinder in die Konfessionsschule schicken, und zugleich wird auf dem Bildschirm gezeigt, wie der Papst in Rom einen nichtkatholischen Kirchenmann brüderlich umarmt. Der Bildschirm macht die „Entöffentlichung“ kirchlicher Verkündigung, „die überschwengliche Privatheit und Intimität unseres Redens von Gott“¹ deutlich und stellt sie zugleich in Frage; aber wer setzt sich mit dieser Realität und ihren pastoralen Konsequenzen auseinander?

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, vom Begriff der Kommunikation bzw. der *communio* her einen Beitrag zu dieser Aufgabe zu leisten. Dabei geht es nicht um eine Diskussion empirischer Daten, wie sie die verschiedenen Disziplinen der Kommunikationsforschung liefern, erst recht nicht um kulturkritische Prognosen, vielmehr soll eine Art theologisch-geistesgeschichtliche Ortsbestimmung versucht werden, ein Aufweis übergreifender Strukturen, die nicht leicht ins Auge fallen mögen, jedoch für eine adäquate Beurteilung des Phänomens der Massenkommunikation von Bedeutung sein dürften.

Die Verselbständigung des Mediums in der Theologie

Der Begriff der *communio*, obwohl im Neuen Testament sprachlich nicht unmittelbar bezeugt und deshalb schwer fixierbar, hat in der frühen Kirche bald eine zentrale Bedeutung erlangt und seit der Wende zum 5. Jahrhundert auch im apostolischen Glaubensbekenntnis Eingang gefunden. Er meint die Gemeinschaft der Christen und der christlichen Kirchen untereinander, die grundgelegt ist in der Gemeinschaft mit dem

¹ J. B. Metz, Verkündigung und Gesellschaft, in: Beiheft 8 zu Becker-Siegel, Rundfunk und Fernsehen im Blick der Kirche (Frankfurt 1968) 16.

einen Herrn Jesus Christus und die ihr sichtbares Zeichen hat in der sakramentalen Gemeinsamkeit mit ihm.

So ist zunächst kurz zu reden von der Gemeinsamkeit im Vertrauen auf die eine Botschaft, in der Gott sich den Menschen mitteilt. *Communicatio* besagt „Mitteilung von einem an ein Anderes oder die Gemeinsamkeit beider“. So definiert das Lexikon für Theologie und Kirche, und es fährt fort: „Ein Grenzfall der Mitteilung ist die Selbstmitteilung, in der das Eine als es selbst sich dem Anderen mitteilt“. Mag nun die Offenbarung Gottes solch ein Grenzfall sein oder nicht, auf jeden Fall teilt Gott sich darin den Menschen mit zum Zweck der Kommunikation. Er tut damit einen entscheidenden Schritt auf die Menschen zu, in ihre Gemeinschaft hinein; erst jetzt können sie mit ihm in Kommunikation treten.

In der Gestalt seines Sohnes hat Gott sich dann den Menschen in unüberbietbarer Weise zugänglich gemacht, hat ihnen neue Möglichkeiten der Kommunikation erschlossen. Jene, die mit ihm in Verbindung treten, die seinem Wort Glauben und Vertrauen schenken, bilden seine früheste Gemeinde, und sie beauftragt er, ihrerseits in seinem Namen die Frohe Nachricht weiterzutragen. Der Glaube also kommt vom Hören: das Wort des Evangeliums ist es, das die neue Gemeinschaft stiftet. Sie entsteht dadurch, daß Menschen auf die Botschaft hören und sich ansprechen lassen, mögen sie auch räumlich oder zeitlich voneinander getrennt sein. Glaube ist das Ergebnis von Kommunikation.

Doch ist das Christentum nicht nur eine Gemeinschaft von Menschen, die durch den Glauben an die eine Frohe Botschaft geeint sind. Die Verbundenheit der Christen soll eine umfassende und alles durchdringende sein, vor allem eine konkrete und alltäglich sich bewährende. Diese reale Gemeinschaft steht im Zentrum von Christi Denken und Tun, an ihr sollen jene erkennbar sein, die sich zu ihm bekennen. Zugleich freilich soll das Leben des Christen auch die Ausrichtung nach „oben“ enthalten. Beide Dimensionen, die horizontale wie die vertikale, sind zur unlösbaren Einheit verbunden, wie das Neue Testament wieder und wieder mit Nachdruck hervorhebt. Die Betonung dieser Doppelrichtung bietet zugleich die Gewähr, die Verflachung des Christenglaubens zu einem billigen Ethizismus zu verhindern.

Noch eines kennzeichnet die christliche *communio*. Sie ist an keinerlei Grenzen gebunden, kennt keine Unterschiede der Rassen und Nationen, der Sprache oder des Standes. Jegliche Schranken, die in dieser Welt eine Rolle spielen, sind angesichts der neuen Gemeinschaft bedeutungslos. Alle Menschen sind berufen zur *communio sanctorum*, die sogar über die Grenzen dieser Welt und dieses Lebens hinausreicht. Die vielen Individuen der einen Menschheit sollen, der Absicht nach, zusammengeschlossen werden zum universalen Neuen Bund, die Zeiten des Alten Bundes und seiner Exklusivität sind ein für alle Mal dahin. Christi Wort und Werk kommt also ein universaler Menschheitsanspruch zu. Zum ersten Mal in der Religionsgeschichte werden klar und prägnant *alle* Menschen unterschiedslos als Empfänger der Heilsbotschaft angesehen. Die eine Menschheit soll im Christentum realisiert werden.

Der Verlauf der Geschichte allerdings entspricht nicht der Forderung Christi. Zwar verschwand die Idee der einen Menschheit nicht mehr aus dem Bewußtsein, aber man baute neue Grenzen auf, innerhalb und außerhalb der Kirche. Doch soll dieser Entwicklung hier nicht nachgegangen werden; wir beschränken uns auf den zweiten Aspekt christlicher *communicatio* bzw. *communio*, da er das Gemeintheitsbesondere besonders augenfällig werden läßt.

Die Kommunikation im realen Füreinander und Miteinander, die die Gemeinschaft der Christen kennzeichnen soll, findet ihren zeichenhaften Ausdruck in der sakramentalen Tischgemeinschaft, der Kommunion. Gewiß besitzt diese auch ihre eigene, gnadenhafte Wirklichkeit; sie ist zudem das, was ihr Name „Eucharistie“ besagt. Es kann hier also nicht um eine erschöpfende Darstellung aller ihrer Aspekte gehen, nur auf einen bestimmten, allerdings zentralen Gesichtspunkt kommt es uns an, auf den *zeichenhaften* Charakter der Abendmahlsgemeinschaft.

Sie darf nicht losgelöst werden von der konkreten Verbundenheit im Alltag. Denn der Auftrag Christi „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ ist keineswegs nur auf das sakramentale Tun zu beziehen, sondern ebensosehr auf das reale Miteinander, worauf das Zeichen hinweist. Im Lauf der Jahrhunderte aber rückte die Christenheit das sakramentale Zeichen ihrer Gemeinsamkeit immer mehr in den Mittelpunkt ihres Denkens und Tuns. Aus der *communio* der Getauften untereinander und zugleich mit ihrem Herrn wurde die „Kommunion“, der Empfang des Leibes Christi. Die Entwicklung verlief konsequent und erreichte ihre äußersten Möglichkeiten: die Kommunion wurde sogar von der Liturgie isoliert; sie wurde verengt zur individuellen Christusbegegnung. Im gleichen Maß, in dem das gegenständliche Denken der griechisch-abendländischen Metaphysik von der Theologie Besitz ergriff, wurde die theologische Betrachtung der Eucharistie auf das metaphysische Problem der Transsubstantiation reduziert; die Frömmigkeit tat auf ihre Weise ein Gleiches und machte sie zum „Gegenstand“ ihrer Verehrung. Es fand also, biblisch gesprochen, eine Verselbständigung der Frömmigkeit statt, sie wurde zum Refugium vor der nüchternen Wirklichkeit und ihren harten Ansprüchen; oder anders gesagt: es kam zu einer Art Verselbständigung des Mediums, zur Lösung des Zeichens von der Wirklichkeit.

Judentum und Islam verbieten seit je ihren Anhängern, daß sie sich ein Bild machen von Gott, denn beide fürchten die Verselbständigung der Abbildung, ihre Identifizierung mit der gemeinten Wirklichkeit. Das Christentum ist dieser Versuchung nicht erlegen, ihren subtileren Formen dagegen vermochte es nicht in gleicher Weise zu widerstehen.

Die Verselbständigung des Mediums in der Geistesgeschichte

Unabhängig von der christlichen Forderung einer unterschiedslosen Brüdergemeinschaft brachen in der Philosophie ähnliche, wenn auch weniger prägnante Gedanken durch, die in einigen ihrer Vertreter zu erstaunlichen Konsequenzen führten. „Wir sind alle Brüder“, sagt der Stoiker Epiktet.

Die stoische Philosophie erkennt aus eigener Kraft, erstmals in der Geschichte menschlichen Denkens, daß alles, was Menschenantlitz trägt, zusammengehört. Für Aristoteles ist der Mensch noch wesentlich *zoon politikon*, kommt nur in der Bindung an die Polis zur Selbstvollendung: er wird weder in seiner individuellen Freiheit gesehen, die vorwiegend als Willkür erscheint, noch als Glied der Menschheit – der Mensch findet seine Vollendung als Bürger. Wer aber außerhalb der griechischen Welt lebt, ist Barbar, Mensch zweiter Klasse, ebenso wie die Sklaven, die „von Natur aus“ zum Beherrschtwerden bestimmt sind. Die philosophischen Denkmotive der Stoa dagegen führen zu der Einsicht, daß die *oikeiosis*, die Selbstaneignung der menschlichen Natur, nicht an den Grenzen des eigenen Volkes oder Standes enden darf. Alles, was teilhat an der menschlichen Natur, wird durch sie zur Gemeinschaft zusammengeschlossen, muß als Mensch betrachtet und behandelt werden.

Der Logos, zugleich Weltgesetz und Weltvernunft, ist das alles durchformende Ordnungsprinzip. Er tritt im Anorganischen als Kausalität in Erscheinung, im Organischen als Teleologie, im Menschen bricht er auf zu Bewußtsein und Erkennen. Der Mensch kann sich die Welt im Denken und Wissen vermitteln, kann ihre Logosstruktur mit der Vernunft vernehmen, da beide unter dem Logos stehen. Und da alle Menschen an der gleichen Gestalt des Logos teilhaben, werden sie durch ihn zur Einheit verbunden, während das Tier davon ausgeschlossen ist. Aus solchen Gedankengängen entspringt sowohl die Idee des Naturrechts, eines ewigen und ungeschriebenen, für alle gültigen Gesetzes, als auch das stoische Verständnis von Erziehung und Bildung.

Die Entdeckung der einen Menschheit drängt zur Idee eines Weltstaats, zur Wandlung des Staatsbürgers zum Weltbürger. Als politische Idee jedoch ist sie eine Utopie, damals noch mehr als heute. Nach den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit ist sie es wohl grundsätzlich. Die Einsicht führte jedoch nicht zur totalen Resignation, sie gebär vielmehr das, was man seit Beginn des vorigen Jahrhunderts als Humanismus bezeichnet. Aus diesem komplexen Phänomen soll wiederum nur ein Aspekt herausgegriffen und der Deutlichkeit halber stärker konturiert werden: daß nämlich aus der Idee der einen Menschheit nicht nur das Bildungsideal des *homo humanus* entspringt, seine Erschließung zum Sinn der *humanitas*, sondern darüber hinaus auch die eine Bildungsgesellschaft.

Das, was alle Menschen konkret verbindet, wodurch sie in Kommunikation treten können, ist die Sprache. Dieser ihr Menschheitshorizont prädestiniert sie ebenso zum Kommunikationsmedium wie ihre Logoshaftigkeit; in der Sprache findet die gemeinsame Vernunft ihren Ausdruck: beide werden ja auch im Griechischen durch dasselbe Wort „Logos“ bezeichnet. So sieht schon die Stoa den Menschen mit Vorzug von der Sprache her, und in der Folge übt das Begriffspaar *ratio – oratio* zunehmende Faszination aus. Im Medium der Sprache soll der Mensch zum Bewußtsein seiner Menschheit (*humanitas*) gelangen, indem ihm gezeigt wird, was das Menschentum geschichtlich ist. Die Selbstauslegung des Menschlichen in der Dichtung bzw. den *artes* rückt so in den Mittelpunkt der Bildungsbemühungen, wobei die Inhalte um so intensiver vom „klassi-

schen Altertum“ übernommen werden, je mehr in der Renaissance die antike Auslegung des Menschentums als repräsentativ angesehen und dogmatisiert wird.

Der Vorgang ist aufschlußreich, weil hier wie im religiösen Bereich das Medium sich verselbständigt. Der mediale Charakter der Sprache gerät in Vergessenheit, sie wird mit dem Logos bzw. der *humanitas* selbst identifiziert. Der Liebhaber des Logos, der Philologe, versteht sich bald nur mehr als Sprachkundiger, aber trotzdem bzw. gerade deshalb als der Gebildete schlechthin und zugleich als der Humane. Die Bildung verfällt zur bloßen Gelehrsamkeit, weil der „Logos“ nicht Mittel bleibt, sondern Selbstzweck wird.

Die Gebildeten unter sich freilich sind fähig zur universalen Kommunikation, über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg. Es entsteht ein Weltbürgertum der Gebildeten, aber es entsteht nicht die eine Menschheit. An die Stelle der alten Schranken von Nationen und Ständen treten jene neuen zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Die Banausen sind ausgeschlossen, zweitklassig, inhuman. Genau hierauf beziehen sich Marx und seine Nachfolger, wenn sie einen realen Humanismus verkünden mit dem Anspruch, erstmals in der Geschichte den Ursprungssinn der einen *humanitas* zu realisieren.

Schon in der Antike erreicht diese Fehlentwicklung einen ersten Höhepunkt. Die Verabsolutierung des Mediums Sprache, hinter dem die Wirklichkeit verschwindet, die es vermitteln soll, führt zur Errichtung besonderer Rhetorik-Schulen. Sie vernachlässigen philosophische und fachwissenschaftliche Bildung, treiben aber die Rhetorik ins Artistische. So sehr entartet die Sprachbildung zu einem formalen Spiel, daß Deklamationen über fingierte Dinge zu den beliebtesten Schulveranstaltungen gehören². Und als in der Renaissance die Leidenschaft für die Antike erwacht, stehen sogleich die klassischen Sprachen im Mittelpunkt. Bildung ist Gespräch, Rede, Sprache, weil „die Redekunst heilig und verehrungswürdig ist“; sie ist ein Band zwischen den Menschen, das keine Entfernungen in Raum und Zeit kennt. Das Studium der antiken Autoren ist Gespräch mit ihnen, und diese *studia humanitatis* „bilden wirklich die Menschlichkeit des Menschen und lehren einen jeden, ein Mensch zu sein“. „Und du wirst ein Mensch, während du ohne das Studium eine Null wärest“, schreibt Bernardin von Siena. So entsteht sogar, von Laurentius Valla formuliert, die Vorstellung vom heiligen Charakter, vom „Sakrament“ der Sprache³.

Den verschiedenen „Wellen“ des Humanismus jedenfalls ist die Verabsolutierung der Sprache eigen, die Identifizierung von Sprachbildung mit Bildung überhaupt. Und sie sind dadurch gekennzeichnet, daß jeweils nur die Gebildeten unter sich bleiben, die nicht mit den *litterae* Vertrauten aber ausgeschlossen sind. Dieses bis an die Schwelle der Gegenwart gültige, verengte humanistische Bildungsverständnis hat unter anderem auch zur Folge, daß heute noch die Kinder in der Schule vorwiegend nach ihren verbalen Fähigkeiten beurteilt werden und daß das Bild gegenüber dem Wort als minderwertig gilt.

² A. Reble, Geschichte der Pädagogik (Stuttgart 1964) 38 f.

³ E. Garin, Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik II (Hamburg 1966) 12–14.

Moderne Massenmedien

So war es fast selbstverständlich, daß beim Aufkommen des Fernsehens die Gebildeten zunächst die Nase rümpften und sich pädagogisch entrüsteten. Bilder sind etwas für die Ungeschulten, nicht der Sprache Mächtigen. Man sprach von unglaublicher Reizüberflutung, Passivität, Manipulation, sogar Verdummung des Zuschauers. Vor dem Bildschirm, so meinte nicht nur Günther Anders, hören die Möglichkeiten humaner Selbstverwirklichung auf. Außerdem protestierte das Elitebewußtsein der Gebildeten zunächst gegen die Massenmedien, die sich, wie ihr Name besagt, an alle wenden, an die „breite Masse“, deren Aburteilung durch Ortega y Gasset zudem noch in den Ohren klang.

1. Universalistische Tendenz des Fernsehens

Die eine Menschheit, vor 2000 Jahren im Denken entdeckt und von der Erziehung intendiert, zugleich vom Christentum verkündet und angestrebt, wird auf dem Bildschirm erstmals anschauliche Wirklichkeit und konkretes Erlebnis. Und sie wird es für alle. Die technischen Medien, für die stellvertretend hier das Fernsehen betrachtet werden soll, bieten diese Möglichkeit. Kriege etwa finden heute nicht mehr nur am anderen Ende der Welt statt, am Bildschirm kann sie jeder miterleben – freilich nur mittelbar, jedoch anschaulicher als im bloßen Hörensagen.

Zwar mag es sein, daß das bisher als selbstverständlich und insofern als natürlich geltende ausgewogene Verhältnis von primärer und sekundärer Erfahrung des Menschen durch das Gewicht des Fernsehens ein anderes wird, daß mit dem Rückgang der ursprünglichen und unmittelbaren Umgangserfahrung eine Art qualitative Entleerung des Sehens stattfindet: dem Sehen fehlt das Be-greifen, d. h. der Erfahrungskontext des primären Wirklichkeitserfassens. Doch andererseits entspricht dem eine enorme quantitative Ausweitung des Gesichtssinns. Der Bildschirm erschließt neue Bereiche der Anschauung; daß dabei die Unmittelbarkeit der realen Anschauung verlorengeht, ist der Preis, der dafür gezahlt werden muß. Jedenfalls sollte man in der Be- oder gar Verurteilung dieses „anthropologischen Wandels“ zurückhaltend sein. Denn es ist die Frage, ob der in der Gegenwart stattfindenden Umakzentuierung menschlicher Wahrnehmung und Welterfahrung überhaupt mit den herkömmlichen psychologischen, pädagogischen und sonstigen Kategorien beizukommen ist, zumal das traditionelle deutsche Bildungsverständnis für die „brutale Sinnlichkeit“ des Optischen nichts übrig hat und auch philosophisch die menschliche Sinnenhaftigkeit seit ihrer Disqualifizierung durch Descartes geringgeschätzt wird.

Das Fernsehen bewirkt eine Ausdehnung des menschlichen Gesichtskreises, es kann aber auch eine solche von Bewußtsein und Gewissen vermitteln. Es vermag nicht nur informierend zu zeigen: auch der Nachbar jenseits vieler Grenzen ist Mensch gleich uns, und damit die Grenzen von Nationen und Rassen mitabzubauen; es kann zu Solidarität und Hilfe für ihn aufrufen und so ganz konkret den Sinn der *humanitas* erschließen helfen – und zwar nicht appellierend, sondern „didaktisch“, durch die Qualität der

Information. Natürlich kann es, da wie jedes Mittel zu diesem oder jenem einsetzbar, auch mißbraucht werden. Doch von seinen Gefahren ist in den letzten 15 Jahren genug kulturkritisch geredet worden; man sollte allmählich die positiven, die „humanen“ Möglichkeiten des technischen Mediums sehen. Gegenüber bisherigen idealistischen Verengungen ermöglicht es, tatsächlich alle Menschen in Kommunikation miteinander zu bringen, zugleich den Gewissensanspruch der *humanitas* zu erschließen und so den ursprünglichen Sinn des Humanismus zu realisieren, wenn es nur entsprechend eingesetzt wird⁴.

Allerdings haben wir damit dem Begriff der Massenkommunikation einen weiteren Sinn gegeben als üblich. Gemeinhin versteht man darunter den Kontakt zwischen Kommunikator und Rezipient, zwischen Sender und Zuschauer also. Hertha Sturm hat kürzlich auch jene direkte personale Kommunikation dazu gezählt, die durch das Fernsehen „verursacht“ wird, wenn nämlich Zuschauer nachträglich über eine Sendung sprechen bzw. über aktuelle Themen, über die sie vom Fernsehen informiert worden sind⁵. In unserem Zusammenhang dagegen ist der Begriff in anderer Richtung erweitert und meint das Miteinander, das durch die Information übereinander gestiftet wird, wenn zum Beispiel nicht nur Studenten sich mit den Vietnamesen solidarisch, als zu einer alle Grenzen übergreifenden Gemeinschaft gehörig fühlen.

Und auch die Grenzen des Standes und zum guten Teil der Bildung werden vor dem Medium hinfällig. War der Theaterbesuch Sache einer kleinen Oberschicht, so kann heute jedermann unterschiedslos profilierte Aufführungen im Fernsehen miterleben. So sahen am 11. 3. 1956 – inzwischen hat sich die Zahl der Geräte beträchtlich vermehrt – im amerikanischen Fernsehen mehr Menschen Shakespeares „Richard III.“, als jemals zuvor dieses Stück auf allen Bühnen der Welt gesehen hatten⁶. So wissen wir aus Frankreich, daß zwölf Wochen nach der Sendung der Fernseheinrichtung von Stendhals „Kartause von Parma“ mehr Exemplare dieses Buchs verkauft wurden als seit seinem Erscheinen im Jahr 1839⁷.

Einen besonderen Hinweis verdient in diesem Zusammenhang das sogenannte Bildungsfernsehen in seinen verschiedenen Formen, das sich zwar langsam, doch stetig ausbreitet. Das Bayerische Studienprogramm etwa oder überhaupt die Dritten Fernsehprogramme leisten hier praktische Pionierarbeit; nationale und internationale Konferenzen – die nächste Weltkonferenz wird 1970 in Mexiko stattfinden – bemühen sich

⁴ Freilich darf man auch die Kehrseite dieser Möglichkeit nicht übersehen, jenes Phänomen, auf das Erich Feldmann hinweist und das für die gegenwärtige Kluft zwischen Heranwachsenden und Etablierten von größter Bedeutung sein dürfte: „Niemals haben junge Generationen der Vergangenheit so früh in ihrer Lebenserfahrung und so nachhaltig in ihrer Orientierung das wahre Gesicht des Menschen in seinen Tugenden wie in seinen Lasten, in seinen Anlagen wie in seinen Entgleisungen vor Augen gehabt wie die heutige Jugend“ (Theorie der Massenmedien [München 1962] 49). Doch wird nicht auch in dieser Entlarvungsfunktion des Fernsehens, in der Desillusionierung dieser einen Menschheit zugleich indirekt ein eminent „humanistischer“ Anspruch erschlossen?

⁵ H. Sturm, Masse – Bildung – Kommunikation (Stuttgart 1968) 64–77.

⁶ G. Maletzke, Psychologie der Massenkommunikation (Hamburg 1963) 207.

⁷ G. Schröter, Unsere Fernseh-Wirklichkeit, in: Fernsehen in Deutschland (Mainz 1967) 261.

um theoretische Aufarbeitung, um die Vergabe und Koordinierung begleitender wissenschaftlicher Forschungen usw. Das bayerische Tele-Kolleg hat sich über die Grenzen Bayerns hinaus durchgesetzt, und die Pläne für eine Tele-Universität gewinnen zunehmend Gestalt.

An alledem wird deutlich, wie sehr das Fernsehen herkömmliche Schranken abbauen kann, wie es allen und jedem die Teilnahme am geistigen Leben ermöglicht. Niemand ist prinzipiell ausgeschlossen. Wenn heute die Gesamtschule zunehmend ins pädagogische Gespräch gerät, d. h. eine Schule, die alle Schulformen und Klassenstufen von den Anfängern bis zu den Abiturienten umgreift und die durch möglichst weitgehende Durchlässigkeit ihrer verschiedenen Formen gekennzeichnet ist, so steht hinter diesem Modell zwar zentral die demokratische Idee von der Gleichheit der Bildungschancen für alle, doch wurde diese nach Expertenmeinungen nicht zuletzt durch die Existenz des Fernsehens bewußt gemacht.

2. Der mediale Charakter des Fernsehens

Freilich, das Fernsehen ist nur ein Medium, und zwar nicht bloß im Prozeß der sozialen Kommunikation, wie es zumeist verstanden wird, sondern vor allem zwischen dem Zuschauer und der Wirklichkeit, die es vermitteln soll. Nicht die Realität selbst bietet sich auf dem Bildschirm dar, sondern nur eine vermittelte Wirklichkeit. Und genau hier, in seinem medialen Charakter, liegt das zentrale Problem, von dem jede Reflexion über das Fernsehen ausgehen müßte. Uns jedoch geht es wiederum nur um den Aspekt, daß auch dieses Medium die Tendenz zur Verselbständigung hat, zur Ablösung von der Wirklichkeit. Oder richtiger gesagt: der Zuschauer steht gegenüber dem Fernsehen immer in der Versuchung, die Abbildung der Wirklichkeit – worin die genuine Funktion der Kamera besteht – mit dieser selbst in eins zu setzen.

Einmal drängt ihn der Live-Charakter des Mediums dazu. In ihm ist begründet, daß sich der Zuschauer vor dem Bildschirm in der Rolle des Augenzeugen erlebt; denn das Fernsehen erweckt in unüberbietbarer Weise den Eindruck des direkten und unmittelbaren Dabeiseins, und selbst wenn ein Programm nicht als Live-Sendung ausgestrahlt wird, hat es doch diesen Charakter totaler Aktualität. Wegen dieser dokumentarischen Eigenart besitzt das Fernsehen eine ungleich größere Überzeugungskraft als irgendein anderes Medium. Die Struktur, die die Leistungsfähigkeit des Mediums begründet, seine bisher nicht dagewesene „Vermittlungsfähigkeit“, ist also zugleich die Ursache seiner Verselbständigungstendenzen; die dokumentarische Beweiskraft des Bildschirms, wesentliches Merkmal des Fernsehens als solchen, läßt die Differenz von Abbild und Wirklichkeit nur zu leicht vergessen.

Ein Grund liegt im Zuschauer selbst. Im Spektrum der Sinne ist das Sehen am stärksten dem gegenständlichen Wahrnehmen zugeordnet. Das Hörbare verklingt, das Sichtbare aber bleibt. Zwar sagen wir „ein Mann, ein Wort“, doch ist es uns sicherer, dieses Wort auch schwarz auf weiß zu besitzen. Dies weist darauf hin, daß die Schwelt stabiler und beweiskräftiger ist als jene des Hörens: der Augenzeuge gilt als der verläss-

lichste Zeuge. Auf dem Bildschirm sieht jeder mit eigenen Augen, und das Erlebnis des Dabeiseins ist so beeindruckend, daß der Unterschied zwischen Bild und Wirklichkeit schwindet, daß der Zuschauer unmittelbar zu sehen und zu erleben meint, was ihm doch in Wahrheit nur auf vermittelte Weise zugänglich ist.

Schließlich bietet das Fernsehen nicht nur Bilder, sondern etwas wie eine neue Totalsprache. Zu Bild und Bewegung treten Wort und Ton. Das Zusammengehen beider Arten von Weltbemächtigung, von Bild- und Wortsprache, bedeutet ein zeitgeschichtliches Ereignis, nicht nur eine quantitative Ausweitung, sondern zugleich eine Perfektionierung, wenn nicht gar eine Revolution der Medien. Die neue Totalsprache aber verstärkt noch einmal den Eindruck der Authentizität, des Dabeiseins, der einleuchtenden Beweiskräftigkeit – und sie drängt den Zuschauer in die Versuchung, die Differenz von Bild und abgebildeter Wirklichkeit zu übersehen, sich in die Darstellung des Mediums als solchen zu vergaffen.

Und noch eines ist zu bedenken. Das Fernsehen ist kein „natürliches“ Medium, sondern ein künstliches, ein „gemachtes“. Das ist nicht abwertend gemeint, etwa im polemischen Sinn von Günther Anders, der ja die Redewendung „Lügen wie gedruckt“ ersetzen wollte durch ein „Lügen wie photographiert“. Als von Menschen gestaltete Sendung ist das Medium Fernsehen notwendig und wesentlich mit subjektiven Elementen durchsetzt, mehr jedenfalls als das vorgegebene Medium Sprache. Es vermag nur eine bestimmte Ansicht oder eine bestimmte Anzahl ausgewählter Ansichten von den Gegenständen und Ereignissen zu geben. Auch diese Tatsache ist der Zuschauer immer zu übersehen geneigt. Deshalb erwartet er nur zu leicht eine perfektionierte Art von Objektivität, wie ein Medium sie gar nicht geben kann.

Aus den vorgebrachten Argumenten sollte deutlich werden, daß tatsächlich der mediale Charakter des Fernsehens sein eigentliches Problem ist. Deshalb müßte auch jede vernünftige Fernseherziehung hier ansetzen, bei der „Nichtidentität“ von Abbild und Wirklichkeit⁸. Daß der Ausdruck nicht abwertend gemeint ist, dürfte nach allem Gesagten klar sein. Es ist also keineswegs sogleich an Manipulation der Wirklichkeit durch das Fernsehen zu denken und an deren Entlarvung, an Irreführung des Zuschauers und an die Aufgabe, ihn dagegen zu wappnen usw. Vielmehr geht es um Einsicht in die strukturellen Grenzen des Mediums, das eine schlechthin objektive, eine präzise kopierte Wirklichkeit nicht bieten kann, eben weil es nur Medium ist und ein künstliches obendrein. Es liegt auf der Hand, daß nicht zuletzt aus politischen Gründen eine so verstandene Fernseherziehung geradezu lebenswichtig sein kann.

Darüber hinaus müßte die eigenartige vermittelte Struktur der neuen Anschauung auch der Ansatz sein für jede kritische Auseinandersetzung oder Reflexion über das Fernsehen überhaupt. Noch immer versteht man es vorwiegend, wenn nicht ausschließlich, im Sinn der empirischen Kommunikationsforschung als Medium im Kommunikationsprozeß, zum anderen aber als „Kulturinstitut“. Dies letztere wurde neuerdings

⁸ Vgl. R. Merkert, Erziehung zum Fernsehen (Münsterische Beiträge zu päd. Zeitfragen, H. 10, 1968).

durch die „Mainzer Tage der Fernsehkritik“ im Oktober 1968 bestätigt. Sie waren gekennzeichnet durch eine fatale Einengung der Auseinandersetzungen auf das ästhetische Gebiet. Fernsehkritik wurde nahezu gleichgesetzt mit *Fernsehspielkritik*, man versuchte sie hartnäckig von den Kategorien der etablierten Theater-, Film- und Buchkritik her anzugehen. Nicht einmal die Fernsehkritik also scheint sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, über den hier skizzierten medialen Charakter des Fernsehens im klaren zu sein; jedenfalls geht sie generell nicht von der Frage aus, wie die Welt im Fernsehen abgebildet wird, wie sie vermutlich in Wirklichkeit ist und wie sie abgebildet werden könnte. Sie sieht das Fernsehen zumeist nur als ein ästhetisches Objekt – und erliegt mit dieser Einengung auf ihre Weise der dargelegten Versuchung. Es dürfte an der Zeit sein, eine Theorie des Fernsehens zu entwerfen, die von der spezifischen Struktur des Mediums ausgeht und dessen in den einzelnen Programmsparten verschieden realisierte Vermittlungsfunktion durchdenkt. Natürlich ist diese Vermittlungsfunktion jeweils anders im Fernsehspiel, in der Dokumentation, in der Unterhaltung. Aber selbst bei der Unterhaltung ist der Wirklichkeitsbezug relevant; denn durch was sonst ist der Kitsch gekennzeichnet als durch Unwahrheit und Illusion, durch sein verqueres Verhältnis zur Wirklichkeit?

Jedenfalls können die im angegebenen Sinn „humanen“ Chancen des Fernsehens nur dann realisiert werden, wenn es stets neu in seiner Funktion als Medium durchschaut wird. Damit aber seine grandiosen Möglichkeiten nicht ungenutzt bleiben, damit nicht gar nur eine Kommunikation der Banalitäten, Interessen oder wie immer gearteter Tendenzen das tatsächliche klägliche Ergebnis ist, müßten die „Gebildeten“ ihm mit vernünftiger Ernsthaftigkeit begegnen, mit mehr kritischer Aufgeschlossenheit als bisher.